

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1932

272 (19.11.1932) Wissenschaft und Bildung Nr. 47

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung (Badischer Staatsanzeiger) Nr. 272

Nr. 47

Samstag, den 19. November

1932

Spinoza und wie

Zum Gedächtnis des 300. Geburtstages des Denkers am 24. November

Von Dr. Carl Hefjemer

Als vor Jahresfrist das Jubiläum des hundertsten Todestages von Hegel begangen wurde, hatten namentlich badische und pfälzische Organe auf den naheliegenden Umstand hingewiesen, daß der Denker drei Jahre lang das erste philosophische Ordinariat in Heidelberg innehatte, und daß es für diese Universität daher eine Ehrung war, daß der neben Kant repräsentativste und spezifisch deutsche Denker seinen Niesenaufstieg hier begonnen hatte. Damals, im Jahre 1817, war das freilich anders. Da war es für den jungen Bamberger Redakteur und Gymnasialrektor seinerzeit höchst schmeichelhaft, von seinem Freunde Daub im Auftrage seines Fürsten den ehrenvollen Ruf zu erhalten mit dem nicht minder schmeichelhaften Hinweis darauf, daß diese Universität schon einmal einen größten Philosophen hatte an sich ziehen wollen. Das war nun im Jahre 1673 gewesen. Dieser Ruf war ausgegangen von dem damaligen Kurfürsten von der Pfalz und betraf „den scharfsinnigen und berühmten Philosophen Benediktus de Spinoza“.

Es spricht besonders für die Geisteshaltung der pfälzischen Kurfürsten, ein offenbar reges philosophisches Interesse besessen zu haben, das sich auch bereits mit Bezug auf Descartes kundgab; denn dieser Anstete unterhielt einen lebhaften wissenschaftlichen Briefwechsel mit der pfälzischen Prinzessin Elisabeth, der Tochter des Kurfürsten Friedrich V., des sogenannten Winterkönigs. Der Bruder dieser Prinzessin, Karl Ludwig, bot Spinoza „die weiteste Freiheit des Philosophierens“, legte ihm aber nahe, sie nicht dazu mißbrauchen zu wollen, „die öffentlich geltende Religion zu erschüttern“.

Eine solche Rücksicht auf die wichtigsten bestehenden Institutionen beweist, welche Bedeutung und Macht damals einem hervorragenden Geiste, und sei er auch ein weltfremder Philosoph, doch eingeräumt wurde. Zudem, so ehrend das Anerbieten war; Spinoza schlug es bekanntlich aus mit den Worten, die straff auf den Kernpunkt hinstellen: „Denn ich bedenke erlich, daß ich aufhöre würde, die Philosophie fortzubilden, wenn ich mich dem Unterrichte der Jugend widmen wollte. Sodann bedenke ich, daß ich nicht weiß, innerhalb welcher Grenzen diese Freiheit des Philosophierens sich halten würde, damit ich nicht scheine, die öffentlich geltende Religion erschüttern zu wollen. Denn der Verdacht der Ketzerei entsetzt ja nicht aus dem glühenden religiösen Eifer, vielmehr aus mancherlei menschlichen Leidenschaften oder aus dem Widerspruchsgesicht, womit man alles, ob es noch so richtig gesagt ist, zu verdrehen und zu verdammen pflegt.“ Das war sehr unumwunden gesprochen, auch dem loyalsten und freitliebendsten Fürsten gegenüber. Was der Philosoph ausschlug, wußte wir; aber er blieb im Saag, schloß weiter keine Dufare und Linsen und starb schon vier Jahre

später im Alter von 45 Jahren an einem Lungenleiden. Es war für einen religiösen Freigeist, der sogar aus seiner Religionsgemeinschaft prononziert ausgetreten war, oder vielleicht auch ausgeschieden worden, wirklich nicht leicht, damals auch in den Niederlanden selbst nur sein Privatdasein zu fristen. Descartes schon hatte dort ein abgehetes und verfolgtes Wanderleben von Ort zu Ort geführt. Spinoza hat den größten Teil seiner Schriften anonym erscheinen lassen müssen. So lagen die Dinge dort. Möglich, daß ihm ein maranisches Erbe im Blut steckte, eine geheime Sympathie vielleicht mit jenem Geiste der in Spanien und Portugal verfolgten Juden, die öffentlich ihrem Glauben hatten abschwören müssen, dem Wortlaut gehörten, im Herzen aber tapfer das blieben, was sie waren. Spinozas Eltern waren nämlich solche portugiesische Juden, die aber noch vor der Geburt des Kindes in Amsterdam ansässig wurden. Es ist der Trieb in Spinoza, die innere Unabhängigkeit zu bewahren, sei sie auch erkauft mit äußerer Lebensenge und spottvoller Dürftigkeit.

Was will ich damit sagen? Was sagt das Leben dieses Denkers, das Denken dieses Menschen uns? Es ist vor allen Dingen dies Eine für uns eine packende Erkenntnis: diese Philosophie ist nicht ergründet, diese Philosophie ist gelebt. Scheinbar ist es ein scharfer Gegensatz: ein dürftiges, jeder Ehrung sich entziehendes, denkbar privates Dasein — und eine denkerische Höhenlage von unermeßlicher Spannweite und dem unmittelbaren Aspekt zum Unendlichen. In dieser Philosophie hat irgend etwas Persönliches nicht die geringste Stelle und Ortsanweisung. Wie mit einer flüchtigen Geste ist es und bleibt es abgetan. Die Forderungen gehen nicht um dieses oder jenes, auch nur im allgemeinsten Denken doch immer, und von jeder Feststellung immer eingeschränktes Sein (omnis determinatio negatio), sondern es geht um das nur uneigentlich ausprechbare, in seiner unvollkommenen Begrifflichkeit skurril und erklügelte wirkende Wort vom Sein des Seins. In ihm liegt aber das Unausprechbare: Gott als höchstmöglicher Begriff, als Realität, die gar nicht nicht real gedacht werden kann. Von diesem Begriff des Seins war, wie Margarete Susmann einmal sagte, Spinoza geradezu besessen und fasziniert.

Gedeutet werden kann solches Sein aber immer nur in polaren Gegenätzen: Denken und Ausdehnung, Geist und Materie, Allgemeines und Besonderes, Individuum und Allgemeines, Freiheit und Zwang, Sein und Nichts. Es ist für spinozistisches Denken schlechtbin unmöglich, sich jeweils auf einen Teilaspekt einseitig zurückzuziehen. Partei zu ergreifen für einen bestimmten Gedanken: denn er ist doch bloß etwas durchaus Eingeschränktes und Teilhaftigkeit.

Nur ziehen die Konsequenz aus der Einsicht in diese trostlose Stückerfästigkeit dessen, was wir so getrost und überheblich gerne Univerium zu nennen belieben, oder auch Menschheit, oder auch Nation, oder auch Interessengemeinschaft, und endlich Liebes Ich. Alles dieses scheint reslos unterzugehen in dem unbegriffenen Begriff

der unendlichen und absoluten Wirklichkeit: Gott. Herbert Spenzer hat ganz recht mit dem Wort: „daß Subjekt und Objekt nur Zeichen sind für eine an sich unerkennbare Realität“. Darin spricht sich der Grundgedanke von Spinozas Seins-Philosophie aus, die aber gewiß nicht verstanden werden darf in dem Sinne des banalen Pantheismus: daß Gott in allen Dingen sei, sondern welche gilt als der religiöse Ausdruck: Alles ist in Gott.

Vor dieser entscheidenden Erkenntnis, die keine einseitige Bindung, keine Würde mehr duldet, schien Spinoza selbst die Konsequenz gezogen zu haben, die wir anderten: daß alles private Dasein und die zufällige Menschlichkeit vollkommen gleichgültig seien und ein Nichts. Schelling nennt den Spinozismus daher „ein System des vollendeten theoretischen und praktischen Quietismus“. Aber dieser selbe Schelling, der übrigens gleich Hegel und unseren Klassikern, etwa Lessing und Goethe, die tiefsten Blicke in diesen Spinozismus getan hat, dieser selbe Denker wies auch auf die Fruchtbarkeit dieses Systems hin, ganz einfach aus dieser unergleichlich umfassenden Anlage seines Gedankengehalts und des erwähnten Schwungs und Aspektes heraus, eines Systems; das vor allen Dingen darum Raum läßt für jede mögliche Deutung, wie wir es zu zeigen versuchten — auch für uns heute. Diese Raumweite von Spinozas Denken muß uns heute unbedingt positiv anmuten. Und es darf nicht geglaubt werden, daß der Spinozismus in diesen dreihundert Jahren sich überlebt habe und heute vielleicht tot sei. Nehmen wir gerade alles in allem, so finden wir die Bestätigung in uns selbst, daß unsere Endlichkeit gar kein Ende findet, und daß in diesem Niemals bis zu Ende gehen können eben die Unendlichkeit, ausgedrückt in der Forderung Gott, liegt. Goethe sagte einmal: „Man kommt niemals weiter, als wenn man nicht mehr weiß, wohin man geht.“

Das ist echte spinozistische Weisheit. In dem Wort entdeckt sich die Liebe zum Schicksal, zum Unabänderlichen; darin offenbart sich der echte Gethemane-Mut, welcher nichts ist als Freiheit, als Tazagen zum Schicksal ohne Rückhalt, ohne Schranke, ohne Zwang durch irgendwelche Zufallsbindung. Nur Gott spricht da — und das ist kein Quietismus, sondern Tat und Freiheit allein. Liebe ist Freiheit. Diese Liebe zum Schicksal — sie ist die Liebe, die Spinoza gleich erachtet mit der Liebe zu Gott (amor Dei intellectualis), in der sich Gottes Liebe selbst darstellt. Jede private, endliche Erfüllung ist ihr gegenüber Zwang und Gebundenheit. In ihr aber als die Liebe noch zum Kleinsten oder eingeschränktsten Wesen, und seien wir es selbst oder unsere Nächsten, wirkt sich Gottes unendliches Liebestum aus. Bis ins Unendliche finden wir unsere endliche, kleine Stelle in der unendlichen Kette der göttlichen Liebestaten, die noch das Unmögliche möglich machen, die keine Schranken kennen, sondern Freiheit sind je und je. Lieben heißt so dennoch im Unendlichen, im Geistigen Leben. Für diese Liebe zum Endlichen, als die Liebe Gottes selbst lebte, wirkte der stille große Denker in der dürftigen Enge und Endlichkeit

Literaturbriefe

Von Curt Amend.

III.

Auf dem Gebiete der Kunst (im weitesten Sinne des Wortes) hat sich in den letzten Jahren ein Wandel vollzogen. Man kann ihn nur freudig begrüßen. Die Aufmerksamkeit des Volkes hat sich — natürlich zum großen Teil unter dem Einfluß der wirtschaftlichen Not — umgestellt, und zwar von dem dekorativen Kunstgewerbe und den schönen Künsten hinweg zur Architektur und zu der Kunst einer vernünftigen, praktischen und doch ästhetisch befriedigenden Raumausstattung.

Einer der schlagendsten Beweise für diese Umstellung ist die Tatsache, daß sich solche Zeitschriften, die vornehmlich technischen und baukünstlerischen Problemen dienen, im Sturme der letzten Jahre wohl behaupten konnten, während andere Zeitschriften, die in erster Linie die Kunst und ein Luxusgewerbe dienendes Kunstgewerbe pflegten, auf der Strecke blieben. Da mit soll jedoch gegen den künstlerischen Wert dieser Zeitschriften an sich nichts gesagt sein.

Besonderes Aufsehen hat das Verschwinden der von Alexander Koch, Darmstadt begründeten, zumreichen „Deutschen Kunst und Dekoration“ erregt. Die Zeitschrift ist eingegangen bzw. mit der im Verlage Bruckmann erscheinenden Zeitschrift „Die Kunst“ vereinigt worden.

Wer die eben geschilderte Entwicklung im Geschmack des Publikums genau verfolgt hat, wird sich indessen über den Untergang der „Deutschen Kunst und Dekoration“ nicht so sehr wundern. So hoch die künstlerische Qualität dieser Zeitschrift bis zu ihrer letzten Nummer war, so wenig entsprach ein großer Teil des Inhalts, und zwar vor allem des Bildteils, den heutigen Anforderungen. Nur ganz wenige Menschen können sich heutzutage Bilder, Plastiken, Möbel und Biergeräte leisten, wie sie dort abgebildet wurden. Aber auch der Wunsch, solche Bilder und Möbel zu besitzen, ist in unserem Volke nicht mehr vorhanden jedenfalls lange nicht mehr so lebendig, wie früher. Leider machte sich stellenweise in der Zeitschrift ein — vornehmlich von Wien und Paris beeinflusstes — Geschmacksverfall breit, und das ließ auch bei den Freunden der Zeitschrift immer mehr auf Kritik.

Sicherlich werden auch alle anderen Kunst- und Architekturzeitschriften propagandistisch mit Schwierigkeiten zu kämpfen haben, wenn sie auf die Anschauungen unserer Zeit nicht ge-

nügend Rücksicht nehmen. Erfolgreicherweise ist ja dem Verlage Alexander Koch die andere, von allen künstlerisch interessierten Menschen mit Recht so gern gelesene Zeitschrift erhalten geblieben: „Die Innendekoration“. Aber auch auf sie trifft zu einem Teile die hier eben ausgesprochene Kritik. Auch sie berücksichtigt zuweilen nicht genügend die wahren Bedürfnisse unseres Volkes, und zwar auch der ästhetisch anspruchsvollen Kreise.

Nur diejenige Zeitschrift wird sich ganz fest im Sattel halten können, nur diejenige Zeitschrift wird wirklich Führer dieser Kreise sein können, die sich ganz bewußt, mit Kraft und Geschmeid in den Dienst einer praktischen Bau- und Ausstattungskunst stellt. Natürlich wird man nie darauf verzichten dürfen, auch gelegentlich solche Schöpfungen zur Darstellung zu bringen, die ganz eigene Wege gehen und in ihrer Art eine künstlerische Besonderheit verraten. Aber entscheidend muß bei der Redigierung doch immer das Bestreben sein, in uniger Fühlung mit den wahren Wünschen des Volkes zu bleiben und demgemäß mit der Abbildung und Beschreibung solcher Leistungen aufzuwarten, die dem heutigen Menschen wirklich etwas zu sagen haben und deren Kosten sich noch im Rahmen des Möglichen bewegen.

Wer da meint, das Gebiet sei schon beachert genug, der täuscht sich vollkommen. Es gibt noch eine Fülle von Problemen mannigfacher Art zu lösen. Ich möchte hier nur auf eines aufmerksam machen, nämlich auf das Problem der Luftströmung im Raum. Darüber haben wir noch gar keine, der Allgemeinheit zugängliche Untersuchungen. Wer ein Zimmer bewohnt, sollte ganz genau wissen, wie die Luftströmungen darin sind. Natürlich werden sie durch die Lage des Hauses, durch die Anbringung der Türen und Fenster und etwaiger sonstiger Ventilationsmöglichkeiten und durch die jeweilige Windrichtung bestimmt. Das Aufstellen der Möbel ist aber von diesen Luftströmungen abhängig; ebenso, wie die Gesundheit der Bewohner von ihnen abhängig ist (Aufstellung der Betten).

Dann noch ein anderes Problem, vielleicht das wichtigste für jedes Zimmer gibt es ein Optimum der Möbelaufstellung. Man kann Dutzende von Versuchen machen und wird vielleicht erst nach Monaten und nach Jahren dieses Optimum erreicht haben. Es ergibt sich auf dem Zusammentreffen von Schönheit und Zweckmäßigkeit. Ein Zusammentreffen, das aber nur sehr schwer herbeizuführen ist. Die Aufstellung von Möbeln kann für das Auge sehr wohlgefällig sein, praktisch ist sie aber nicht. Hier müßte also durch das Beispiel der Abbildung be-

lehrend gewirkt werden. Und ein wohlüberlegter Text müßte das durch das Bild gegebene Beispiel erläutern.

Vor allem aber gilt es die Einfachheit und die Brauchbarkeit eines jeden Baues, einer jeden Anlage, eines jeden Möbels zu beachten! Dabei darf eine Zeitschrift ruhig auch ihrerseits auf Kostspieligkeiten verzichten. Es ist gar nicht nötig, daß sie die teuersten Mitarbeiter, die teuersten Architekten bemüht. Sie kann sich auch wieder sehr gut an den tüchtigen Handwerker wenden und versuchen, durch das gute Beispiel aus früheren Jahrzehnten zu wirken.

Im Bereich der Architektur ist kürzlich ein Buch erschienen, das allen diesen Anforderungen in vortrefflicher Weise gerecht wird. Es heißt sich „Das Kleinhäuser“. Seine Konzeption und Einrichtung. Der Verfasser ist der Münchner Stahlbauarchitekt Guido Harbers. Er ist gleichzeitig als Redakteur der Zeitschrift „Der Baumeister“ tätig (Buch und Zeitschrift im Verlag Georg D. W. Callwey, München).

Harbers zeigt uns Kleinhäuser, deren reine Baufloßen zwischen 4000 RM und 15 000 RM (bei Selbsthilfe und Tauscharbeit zwischen 2000 RM und 12 000 RM) liegen. Er hat die Bedürfnisse unserer Zeit richtig erkannt. Er weiß, daß wir heute das billige, das kleine Haus gebrauchen, und daß auch die Angehörigen der besserbezahlten und wohlhabenderen Schichten leistungswegs nach dem Probenbau früherer Jahrzehnte verlangen, sondern nach einem sauberen und soliden, aber kleinen und billigen Hause.

Der Vorzug des Buches besteht darin, daß es methodisch vorgeht, die ökonomische Grundlage ständig berücksichtigt und rechnerisch und bautechnisch genaue Aufschlüsse gibt. Die Kostenfrage wird mit vollkommener Gründlichkeit geklärt und beantwortet. Dieser Tage erscheint als Fortsetzung des Wertes und ebenfalls aus der Feder von Harbers „Das freistehende Familienhaus von 10 000 bis 30 000 RM Baufloßen“.

Hier wird uns also der richtige Weg gezeigt. Und im „Baumeister“ geschieht das nicht minder. Erfolgreich ist es, daß diese Zeitschrift auch mit ihrem eigenen Urteil nicht zurückhält, daß sie z. B. Ausstellungen wirklich kritisch bespricht. Das alles aber im Sinne einer vernünftigen Kunst- und Bauauffassung, einer Auffassung, die eben durchaus zeitgemäß ist. Zu berücksichtigen ist, daß der „Baumeister“ sich vor allem an den Fachmann und weniger an den gebildeten Laien wendet und speziell das Bautechnische bevorzugt.

seines kurzen Daseins, dennoch unendlich frei von allen Gebundenheiten. Von dieser uneigennütigen Liebe hat dieser freie Geist uns heute vielleicht mehr zu sagen als je vordem.

Zur rechten Zeit erscheint in Reclams Universal-Bibliothek eine Monographie aus der Feder des besten deutschen Spinoza-Kenners, Dr. Carl Gebhardt (Frankfurt a. M.). Sie gibt nicht nur eine umfassende Würdigung und Deutung seines philosophischen Wertes in gemeinverständlich, anregender Form, sondern bringt auch völlig neue Forschungsergebnisse über das Leben des großen Denkers, die in allen interessierten Kreisen Aufsehen erregen werden. Die bisherigen Vorstellungen von dem äußeren und inneren Entwicklungsgang Spinozas müssen weitgehend revidiert werden.

Die Lebensgeschichte Spinozas ist bisher in ganzen so weitgehend unbekannt, wie die alten Biographien um 1700 sie dargestellt haben: Spinoza, für die Rabbinerlaufbahn bestimmt, aber von dem Freigeist von dem Ende zum Pantheismus bekehrt, wird aus der Synagoge ausgestoßen und ernährt sich kümmerlich mit Brillenschleifen, während er seine unsterblichen Werke schreibt. Die Ergebnisse der neueren Untersuchungen, vor allem des bekannten Spinoza-Forschers und Herausgebers Carl Gebhardt, haben diese konventionelle Fabel mehr und mehr aufgelöst.

Schon seit längerem wußte man, daß Spinoza nicht für das rabbinische Studium bestimmt gewesen sein kann, weil er in den Listen der höheren Klassen der Amsterdamer Kalaudschichte nicht erscheint. Untersuchungen in den Amsterdamer Archiven, die Dr. Gebhardt veranlaßte, haben ergeben, daß Spinoza in seiner Jugend, und zwar bis zu seinem 25. Jahre, Kaufmann gewesen ist. Er war mit seinen Brüdern im Geschäft seines Vaters Michael d'Espinoza tätig, einem Export- und Importgeschäft, das wohl zugleich auch als Bank fungierte. Nach dem Tod seines Vaters hat er das Geschäft mit seinem Bruder und Kompagnon Gabriel, von dessen Existenz wir bisher nichts wußten, unter der Firma „Benito y Gabriel d'Espinoza" weitergeführt, und es ist von eigenem Reiz, den Mann, der später die ehernen Lehrsätze der Ethik formte, Urkunden über den Verkauf von Wechseln ausstellen zu sehen. Allerdings scheint das Geschäft nicht gut gegangen zu sein, was aber wahrscheinlich weniger die Folge der Geschäftswandlung des jungen Philosophen, als des den Handel vernichtenden Krieges zwischen England und den Niederlanden war. Immerhin hatte sich Spinoza, wie das Gericht meint, „in jugendlichem Leichtsinne", gegen sein eigenes Interesse (er hatte mütterliches Vermögen) für die Schulden seines verstorbenen Vaters eingelassen, so daß vom Gericht ein Vormund für ihn bestellt wurde.

Von besonderem Interesse ist der Nachweis, daß innerhalb der jüdischen Gemeinde Amsterdams schon naturalistische und pantheistische Überzeugungen vertreten waren, und Dr. Gebhardt hat im Gemeindearchiv Urkunden aufgefunden, die dem jüdischen Arzt Juan de Prado vorwerfen, daß er junge Leute zum Naturalismus verführe und an der Kezerei Spinozas schuld sei, und tatsächlich wurde ihm in derselben Zeit wie Spinoza der Prozeß gemacht und er aus der Gemeinde ausgeschlossen.

Von Interesse sind auch die neueren Untersuchungen über die Vermögensverhältnisse Spinozas, weil sie zeigen, daß Spinoza, zum mindesten in der späteren Zeit, ein Einkommen von etwa fünfhundert Gulden gehabt haben muß, das etwa dem Gehalt eines Hochschullehrers in jener Zeit entsprach. Wir müssen daher die Legende des „armen Brillenschleifers" aufheben. Spinoza hat keinen geschliffen wie viele Naturforscher seiner Zeit, wie auch Leibniz und Huygens, aber aus wissenschaftlichem Interesse, nicht um des Brotens willen.

Helene Thimig über Gerhart Hauptmann

Ein Interview mit der großen Schauspielerin
Von Dr. Rimgard Bamberg

Im neuesten Heft der großen illustrierten Wochenzeitschrift „Reclams Universal" erscheint ein interessantes Interview mit Helene Thimig, der großen Darstellerin Hauptmannscher Frauenrollen.

Gelehrte haben gesprochen. Von Naturalismus, von sozialistischen oder nichtsozialistischen, von revolutionärer oder nichtrevolutionärer Tendenz. Sie haben geordnet, gefondert und registriert, was kommenden Jahrhunderten aus dem Werk des heute Siebzigjährigen erhalten und vererbt werden soll. Was diese Jahrhunderte an Erbe antreten werden, werden sie selbst, nicht die Gelehrten entscheiden.

Literarische Neuerscheinungen

„Das Zeitalter der Gotik und Renaissance." 1250-1500. Band IV der von Prof. Walter Gode, Leipzig, herausgegebenen Propyläen-Weltgeschichte. (Preis: Ganzleinen 30,00 M., Geb. 24,00 M., Propyläen-Verlag, Berlin.) — Lösung vom Bekannten und Erweiterung des Horizonts ist das Kennzeichen dieses Zeitalters. Die Geschlossenheit des ererbten Weltbildes bricht auseinander, die bisher als „Christenheit" eng zusammengefaßte große Völkerfamilie spaltet sich mehr und mehr, die Länder England, Frankreich und Spanien treten hervor mit eigener Leistung, eigener Überlieferung und eigenem Selbstbewußtsein. Und in allen Staaten erwacht ein neuer Stand zu eigener Würde und zu eigenem Kulturschaffen: das Bürgertum. Der Bürger ist der Urheber der wirtschaftlichen und geistig-künstlerischen Blüte jener reichgeschmückten Städte, die uns noch heute entzücken. Sein kolonialistischer Wagemut vor allem bahnt der nach neuen Ufern begierigen Zeit die Wege: Regensburger gründen Wien, um für die lange Reise nach Rom einen gesicherten Stützpunkt zu haben, Lübeck, der Vorort der Hanse, greift über Visby, Riga, Keval und Dorpat bis nach Nowgorod, Nürnberg Metallwaren finden ihren Weg ins Negersüdrich Benin: Weltwirtschaft, Welthandel, nicht Stadtwirtschaft, nicht Autarkie ist also die Lösung einer Epoche, die vom Weltverkehr bereits sehr viel wußte und noch gar nichts von Eisenbahn, Dampfschiff und Flugzeug, die aber befeuert wurde von dem Unternehmungsgestirne stolzer Führerpersönlichkeiten aus den Bürgergeschlechtern der Fugger, der Welser, der Medic und anderer mehr. Kapitalistische Wirtschaftsgewinnung kommt auf und verbreitet sich, für die italienischen Hafenstädte bedeutet beispielsweise die Kreuzzüge weniger eine religiöse Bewegung als eine Gelegenheit zu lohnenden Verdiensten durch Pilgertransporte und Handel mit Orientwaren, vor allem aber die Ausschaltung des byzantinischen Konkurrenten. Geburt des Kapitalismus ist

und Dichter sprachen, manche schräg schielend nach dem steigenden Ruhm, andere in scheuer Zurückhaltung, oft mit verborgener, oft mit zu lauter Bewunderung, immer aber aus der Begrenzung eigenen Stilllebens und eigener Anschauung heraus, in der sie zwar schaffend verharrten, aber eben doch verharren.

Hier spricht eine Frau. Eine von jenen, von denen Mitter und andere Dichter sagen, sie seien die Kunstfertigen und empfindlichen und verstehenden. Nur eine Frau? Hier spricht ein Mensch, dessen Berufung es ist, zum Geschöpf des Dichters zu werden: Inken Peters, Dorothea Angermann, Hannele. . . . Eine, die vor Jahren „Gabriel Schillings Flucht" in Lauchstädt mit aus der Taufe hob, die hunderte und aberhunderte von Abenden den Erfolg des Dichters mit eigenem Ruhm vermischen durfte, eine Frau, nicht nur verstehend, nicht nur mitfühlend, auch miterschaffend.

Am Abend, im Deutschen Theater, wo sie die Natalie des Prinzen von Homburg spielt, zwischen zwei Akten in der großen Pause gibt mir Helene Thimig in ihrer Garderobe ein Interview. Sie ist erschöpft vom Spiel, und es dauert eine Weile, bis sie sich den Fragen der Besucherin erschließen kann.

Da fällt der Name Gerhart Hauptmann. Zündend und entflammend wirkt er. Helene Thimigs Gesicht hellt sich auf, strahlt sich, die Augen werden verklärt, man spürt, daß sie ein Bild sehen — ihren Gerhart Hauptmann.

Und liebevoll entwirft die Künstlerin in klaren Anreissen dieses Bild des Genies, des Greises, des Mannes, des Jünglings, des Kindes, des Menschen.

Man spricht ihre Hingabe an sein Werk, man spürt durch diese Hingabe den Menschen Gerhart Hauptmann.

Das macht diese Minuten zu einem Erlebnis. Man denkt nicht daran, zu seufzen und zu rechen um den Erfolg und den Wert des einen oder des anderen seiner Werke. Man sieht nur das Schaffen Hauptmanns in seiner Totalität.

In leichten Strichen zeichnet Helene Thimig Szenen aus ihren Begegnungen und gemeinsamen Abenden mit dem Meister, die noch in die Gegenwart hineinreichen, weil sie antäglich des letzten Dramas „Vor Sonnenuntergang" erlebt wurden. — Fünf Akte aus dem Leben des Geheimen Kommerzienrats Mathias Clausen lagen vor. Den siebzigjährigen Geheimrat, der, umgeben von einer Schar erwachsener Kinder, seiner toten Frau seit Jahren ein weisheitsvolles Andenken bewahrt hat, faßt eine große, zarte Liebe zu der zwanzigjährigen Inken Peters. Und auch Inkens Verehrung zu der reifen Abgelenktheit des Geheimrats ist Liebe geworden. Die Kinder sehen der väterlichen Neigung Intrige und Gewalt entgegen. Sie entmündigen ihn. Was soll werden?

Was muß werden aus dem Organismus des Dramas heraus? Fünf Akte liegen vor. Aber der fünfte Akt mißfällt Helene Thimig, der dem ganzen Geschehen in der Regie die Klugheit geben soll, er mißfällt der Schauspieler, die wahres Leben auf der Bühne leben will, und er mißfällt dem Autor, der nicht zuletzt Leben gestalten wollte. Hauptmann arbeitet um. Er ist nicht gekränkt über die Kritik, ist dankbar, empfindet selbst Mängel, ruht nicht, will noch heute, siebzigjährig, etwas Ganzes schaffen. Sein Verlangen soll wahr sein. Eine neue Version wird geprobt. Inken Peters darf das Haus nicht mehr betreten. Die Kinder verbieten es ihr. Der Vater muß allein inmitten von hilflosen Menschen, seinen Kindern, und ihren Intrigen zugrunde gehen.

Im fünften Akt soll Inken Peters nicht mehr auf der Bühne erscheinen. „Daß diese Person nicht auf die Bühne kommt, paßt mir nicht!" sagt Hauptmann ärgerlich zu Helene Thimig. Und: „Lieber Gott, laß mich so lange leben, bis ich diesen fünften Akt geschrieben habe!"

Telephongespräche hier, Telefongespräche dort. Zusammenkünfte, Besprechungen zwischen Hauptmann, seiner Frau, Reinhardt, Helene Thimig und dem Verleger. Der fünfte Akt! Es muß werden, muß Leben sein, die Aufführung droht, der fünfte Akt ist noch nicht, was er sein soll, was Hauptmann und alle, alle von ihm erwarten.

Die Generalprobe ist da. Man will in der Not den zweiten Entwurf spielen — und ist nicht zufrieden.

Da, in letzter Minute — Hauptmann hat nicht geruft — ist sie da, diese große, überwältigende Schlusszene: Inken darf

auf die Bühne kommen, Inken darf dem Geheimrat Clausen die letzte Stunde erleichtern, Inken darf ihr Schicksal groß und gemaltig werden lassen, Inken darf ihre Lebensrolle erfüllen.

In Stunden lernen die Künstler ihre Rollen am Tage der Generalprobe und führen sie zu einem beispiellosen Erfolg. Ist es das Verdienst der Darstellung? Ja, sicherlich. Aber das sieht Helene Thimig vor allem: Diese Anpassungsfähigkeit, diese Elastizität, diese Weichenheit in der Aufnahme jeder Kritik, dieser Schaffensdrang, der nicht an Kritik, nicht an Mitleidigkeit, nicht am Alter erlahmt, dieses Feuer des Dichtermüßens, diese eiserne Notwendigkeit, das ist das Verdienst, und das ist der Erfolg, und das ist die Größe des „Sonnenuntergangs".

Das vor allem sieht Helene Thimig in ihrem Bild von Gerhart Hauptmann: Der Dichter hat den „Sonnenuntergang" schreiben müssen.

Wer schreiben muß, der ist nicht alt, der hat noch nicht mit seinem Schaffen abgeschlossen, der ist nicht Ahnenleier auf kaltem Felde, der erntet noch mit vollen Händen aus der Fülle reifer, reifer Früchte. Und wer sich an seinem Werk freut wie ein Kind, immer von neuem, jedes kleine und große Glück der Anerkennung dankbar ergreifend, und wer die Elastizität eines Jünglings besitzt, wer unermüdet verwandelt und verändert, kurz, wer fühlt, denkt, handelt wie ein Mann, der wird nie altern — auch wenn er ein Geis von siebzig Jahren ist.

In ruhender Dankbarkeit zeichnet Helene Thimig dieses Porträt des Meisters. Es hat Farbe bekommen, Farbe des Lebens, des Werkes, des Menschen.

Dankbar nehmen wir das Bild auf, das uns den Schaffenskreis vom „Sonnenaufgang" bis zum „Sonnenuntergang" rundet und den Schein nie verbrauchten Latendranges und nie verbrauchter Menschlichkeit widerspiegelt.

Zeitschriftenbau

„Die Kunst" bereinigt mit „Deutsche Kunst und Dekoration". Den Aufsatz des Novemberheftes bilden Frauenbildnisse aus 75 Jahren, deren Auswahl nach dem Gesichtspunkt getroffen wurde, den zeitlichen Wandel zeitlichen Ausdrucks im deutschen Frauenbildnis festzustellen. Dann folgt eine Klauselei über Bilderbeispiele, bei denen es, wie in jedem Beruf, gemiegte Spezialisten gibt. Die Ausstellung im Ulmer Museum kennzeichnet die Entwicklung der romantischen Auffassung in der neuen deutschen Malerei. Eine der eindrucksvollsten Schöpfungen der neuen deutschen Bildhauerkunst ist das von Edwin Scharff geschaffene Ehrenmal für Karl Illn, das auf einer schmalen Donaueinfahrt als ein etwa 10 m hoher Pfeiler über einem Sockel von drei Stufen weithin sichtbar aufragt. Willi Mühlhans-Karlsruhe zeigt kleine Tierplastiken. Ein Nachruf auf Max Liebsow, ferner Klausos Ovid-Illustrationen und Gemälde der deutschen Maler Joseph Bilak und Max Stern sind hier noch zu nennen. Die Wohnungskunst ist vertreten durch Ansichten der äußeren und inneren Gestaltung eines Landhauses am Scharmhölzsee, das allen modernen praktischen Anforderungen hinsichtlich angenehmen Wohnens und vereinfachten Haushaltsbetriebes entspricht. Architektur im modernen Wohnraum wird sachmännlich besprochen, Musterwohnungen in einem Wiener Hochhaus, neues Kunstgewerbe, darunter Handwebereien, Silberarbeiten, Keramiken und kleine Möbel, wie Truhen, Sitzelemente sowie neue Schmuckstücke, werden im kunsthandwerklichen Teil gezeigt. Erfreulich ist die Vielseitigkeit dieses neuen Heftes der Münchner Kunstzeitschrift, die jetzt als einzige deutsche Monatszeitschrift neue Kunst und Wohnkultur betrifft. (Verlag F. Bruckmann, München.)

40 Bisher für 20 Pfennige! Und das ist sogar wahr, denn die soeben erscheinende Nr. 47 der „Kunst-Illustrierten" in Stuttgart bietet anlässlich der Reichsfeier „Waden", über alle deutschen Sender, eine Fülle von Eindrücken, die auch den Nicht-Radiosender stark interessieren werden. Die „Kunst-Illustrierte" bringt bekanntlich das vollständige, offizielle Programm des Stuttgart-Mühlader-Freiburger Senders; ein ausführliches (11 Seiten) Programm der bedeutendsten europäischen Sender bildet hierzu außerdem noch eine willkommene Ergänzung. — Monatlich kostet die „Kunst-Illustrierte" nur 80 Pf. — Für verwöhntere Hörer empfehlen wir die Ausgabe B mit der 32 Seiten umfassenden Sonderbeilage: Europäische Vortragsfolgen. Preis monatlich nur 1,10 M. — Kostenlos gegen Unfall versichert sind die Dauerbezieher heider Ausgaben, bei Beirateraten auch die Gefahr und fast in jeder Nummer ist ein Verzeichnis aller veröffentlichten — Probennummern dieser bodenständigen Kunst- und Kulturzeitung versendet der Verlag Wilh. Hergel, Stuttgart, Reinsburgstr. 14 jederzeit gern.

beiternot Baurecht bedeutet. Mit gewichtigen Gründen, in flammenden Sätzen tritt er so ein für den Ausgleich von Industrie und Landwirtschaft, die eine ohne die andere nicht mehr bestehen können, wagt vor einer überfachlichen Gutachter-Ziele und sozialpolitischer Maßnahmen und fordert planwirtschaftliche Regelung des Abwages unter Beteiligung der Selbsthilfsorganisation der Landwirtschaft.

Der Völkerbund. Systematische Darstellung seiner Gestaltung in der politischen und rechtlichen Wirklichkeit. Von Prof. Dr. B. Guggenheime. (VIII und 281 Seiten, 8^o, geb. 6 M., geb. 7,40 M., B. G. Teubner, Leipzig.) — Während die meisten andern populär-wissenschaftlichen Schriften über den Völkerbund in den Diensten einer bestimmten These gestellt sind, wird hier eine durchaus objektive Darstellung des Völkerbundes, seiner Organe und seiner Aufgaben gegeben, die das politische Problem der Friedenssicherung und den allgemeinen realpolitischen Zusammenhang zwischen dem Völkerbundsproblem und der Problematik positiver auswärtiger Politik in den Mittelpunkt stellt und den Völkerbund auch als ein politisch-diplomatisches Instrument im Spiel der auswärtigen Politik aufzeigt. Allgemeine geistesgeschichtliche Erkenntnisbestrebungen bilden den geistigen Ausgangspunkt des Buches.

1200 Hausfrauenkniffe. Für die vielgeplagte Hausfrau gibt es aber einen Ratgeber, der ihr im Laufe der Zeit viel Geld erspart und trotzdem nur 120 deutsche Reichspfennige kostet. Es handelt sich um ein Buch im Umfang von 160 Seiten, das im Wilhelm Köhler Verlag, Minden i. W., erschienen ist. Es heißt: „1200 Antworten auf 1200 Fragen (1200 Hausfrauenkniffe)". Ein nie veragender, praktischer Ratgeber für Haus- und Küche" und ist von der bekannten hauswirtschaftlichen Schriftstellerin, Frida Baumgarten, Berlin, herausgegeben. Am häufigsten Gebrauch wird er Hausfrauen und Hausangestellten sehr bald unentbehrlich sein. Ein praktisches Schlagwortverzeichnis ermöglicht das sofortige Auffinden jedes gewünschten Ratfehlags.